

Vorgetragen auf der Konferenz »Die kapitalistische Moderne herausfordern II:
Kapitalistische Moderne sezieren – Demokratischen Konföderalismus aufbauen«,
3–5 April 2015, Hamburg.

Texte der Konferenz werden unter <http://networkaq.net/2015/speeches> veröffentlicht

0.4 Muriel Gonzáles Athenas

Kolonisierte Denkweisen

Vorschläge für eine feministische Epistemologie

Ich freue mich das Thema der Kolonisierung des Denkens mit Aktivistinnen der kurdischen und Befreiungsbewegung diskutieren zu können und möchte mich auf diesem Wege nochmal herzlich für die Einladung bedanken.

Warum brauchen wir eine kritische und m.E. feministische Epistemologie? In neueren Forschungen, in denen nun auch Erkenntnisse der radikal-feministischen Bewegung eingearbeitet wurden, wurde nach der politischen Funktion von (Natur-)Wissenschaft gefragt. Dies baute auf der Erkenntnis auf, dass die Interpretation und Legitimierung sozialer Ungleichheit als natürliche Differenz in den Wissenschaften definiert wurden. Dieses ist nicht allein mit Mitteln der Ideologiekritik aufzulösen, da die Ungleichheiten in den Erkenntnisstrukturen im Objektivitätskonzept selbst verankert sind und damit naturalisiert werden. Daher ist es Anliegen der feministischen Wissenschaftsforschung, die Geschlechterdifferenz als Subtext, als Epistemologie, der Wissenschaftsgeschichte sichtbar zu machen. Aber nicht nur das Feld der Geschlechterverhältnisse und ihre Asymmetrien wurden in den Fokus der Kritik gestellt, auch andere Bereiche der dominanten gesellschaftlichen Wissensproduktionen wie Nationalismus, Wissenschaft, Sexismus, Religion etc. wurden kritisch beäugt. Zu Recht weist auch Abdullah Öcalan in seinen analytischen Schriften, die leider zum großen Teil noch nicht ins Deutsche übersetzt wurden, immer wieder auf diese Kategorien hin und kritisiert diese als Denkmuster und soziale Praxen die zu überwinden sind. Der Ansatz dieses Vortrags versucht noch ein Stückweit hinter diese Kategorien zu blicken und fragt nach Bedingungen der Wissensproduktion, nach selbstverständlichen Denkschematas, nach der Matrix westeuropäischer Denkart.

Grundsätzlich muss zu Beginn festgestellt werden, dass die heutigen Gesellschaften durchdrungen sind von Mechanismen, Erkenntnissen, Diskursangeboten, Instrumenten die sich auf Wissenschaft beruft. Die Bedeutung von Wissenschaften hat seit der europäischen Aufklärung immer mehr an Bedeutung gewonnen. Diese unangefochtene soziale Stellung von Wissenschaften oder Wissenschaftlichen Erkenntnismodellen gilt es zu betrachten und ihren Zusammenhang zu asymmetrischen Gesellschaftsstrukturen zu analysieren.

Im Folgenden werden die historischen Entwicklungen einiger wirkungsmächtiger Epistemologien der Wissenschaften erläutert, um anschließend einige Ansätze und Modelle der feministischen Epistemologie zu besprechen.

Die Konstruktion der Wissenschaften

Wie ist es zu den herrschenden Paradigmen und Epistemen der modernen Wissenschaften gekommen? Am Beispiel der Geschichtswissenschaft und der Kategorie Geschlecht möchte ich diesen Prozess exemplarisch erläutern.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde in den Universitäten und gelehrten Kreisen offen darüber nachgedacht wie eine Theorie der Geschichte und Historiographie auf neue konzeptionelle Beine gestellt werden könnte. Ich erinnere daran, wir befinden uns mitten in den Auseinandersetzungen der nationalstaatlichen Entstehungsgeschichte vieler Länder Europas, Westeuropa hatte ihre Glaubenskriege hinter sich gelassen und die Regionen säkular aufgeteilt, die Welt schien „entdeckt“ und erschlossen zu sein und nun wurde sie politisch aufgeteilt, neue Technologien der Massenproduktionen wurden auf den Markt gebracht, die Kategorie Arbeit setzte sich in der Westeuropäischen Gesellschaft zum normierenden und strukturierenden Dispositiv, durch die allgemeine Mobilität und die Alphabetisierung breite Teile der Bevölkerung machte zu dem eine „Verwissenschaftlichung“ (oder Verbreitung von „Wissen“) der okzidentalischen christlich geprägten Gesellschaften möglich.

Die Geschichtswissenschaft sah sich nun in ihrem Projekt der Theoretisierung vor die Herausforderung gestellt die Fülle der Erscheinungen in Raum und Zeit in eine kommunizierbare Ordnung zu bringen. Abstrakt gesagt, setzte man auf ein hierarchisch gedachtes Verhältnis des Ganzen zu den Teilen, des Allgemeinen zum Besonderen als auf die Vorstellung von der Gleichrangigkeit des Verschiedenen. Praktisch bedeutete dies: Die Neukonzeptionierung der Lehre vom Menschen setzte dabei auf zwei folgenreiche Hierarchisierungen. Die im kulturvergleichende eingesetzte Erziehungsmetapher, der Europäer des christlichen Abendlandes als Erzieher der Menschheit und damit höher platziert als alle anderen Menschen. Die Analogien zwischen Erziehung des Kindes und den Entwicklungsabfolgen der Menschheitsgeschichte waren zahlreich (beispielsweise Gotthold Ephraim Lessings „Die Erziehung des Menschengeschlechts“). Und als zweite Hierarchisierung – durch die Ausarbeitung einer Sonderanthropologie des Weibes – das Allgemeine des Menschsein im männlichen Geschlecht zu sehen und dabei überhaupt die Konstruktion einer auf bestimmten Maskulinität. Beispielsweise wurde der von den Medizinerinnen und Biologen gestalteten neuen Gynäkologie das weibliche Geschlecht zugeordnet, dahingegen das männliche Geschlecht von den unterschiedlichen kognitiven Bemühungen erfasst und in diversen akademischen Disziplinen verhandelt.

So ist es nicht verwunderlich, dass was im 19. Jahrhundert in den Nationalstaaten als universitäre Geschichtswissenschaft etabliert und als wissenschaftlich erforschte Geschichte galt immer mehr an Bedeutung gewann, dass Frauen in dieser als Geschichtsschreiberinnen überhaupt nicht vorkamen und als Gegenstand des historiographischen Interesses nur selten vorkamen. Damit spiegelten und zementierten die wissenschaftlichen Geschichtsvorstellungen immer wieder die anthropologische Grundannahme, dass das weibliche Geschlecht mehr der auf unveränderbare Dauer angelegten Natur, denn der dem historischen Wandel zugewandten Kultur angehöre. Die in dieser Zeit neuartige Verständigung über allgemeine Geschichte und mit der Durchsetzung verbindlicher Konzepte und Methoden einhergehende Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung verbaute langfristig den wissenschaftlichen Zugang zur Ge-

schichte der Geschlechterverhältnisse und fokussierte sein Hauptsubjekt: den weißen, westeuropäischen christlich Mittelschichtsmann.

Als die Frauen Zugang zu den Wissenschaften und Politik erhielten, hatten die starren Geschlechterrollen des 19. Jahrhunderts bereits einen erheblichen Teil ihrer Funktionen erfüllt und den Frauen ihre Rolle zugewiesen. Sie wurden teilweise nicht mehr so starr gehandhabt und man ließ Frauen beispielsweise an den Universitäten zu. Dennoch änderten sich die Konstruktion des Weiblichen bis heute kaum. Sie sind ahistorisch angelegt und überdauern daher auch unterschiedliche historische Momente, den die sog. Natur der Frau überdauert alle gesellschaftlichen Ereignisse. Diese Konstruktionen, obwohl sie nicht den historischen und sozialen Erfahrungen von Frauen entsprechen, bilden ein Verweissystem, das die Hierarchie der Geschlechter sichern hilft. So wird aus feministischer Wissenschaftsperspektive und Kritik das Geschlechtermodell als Funktions-, Positions- und Verhältnisbegriff verstanden, der andere Kategorien sozialer Strukturierung wie Klasse/Schicht und Ethnizität durchquert und diese dabei auf spezifische Weise profiliert.

Die Postmoderne hat keine weitere Gleichberechtigung gebracht, obwohl uns der öffentliche und dominante Diskurs dies zu vermitteln versucht. Die Politik der universalen Prinzipien oder auch globalisierten Bezüge hat ihre totalitären Züge längst offenbart, über das Instrument der Vergesellschaftung wurde aus der Idee der Gleichheit die Verkehrung zur Angleichung betrieben, ins Auslöschen der Differenz, und war oft gleichbedeutend mit der Vernichtung der Andersartigen.

Bei diesem Prozess wurden folgende Paradigmen oder besser gesagt Epistemologien, also Denkschemata den modernen Wissenschaften zugrunde gelegt:

-Dichotomien, binäres Denken: Die Spezifik und Funktionsweise von modernen Gesellschaften, modernen Lebensformen, modernen Wissens werden beschrieben mit Dichotomien. Dabei werden Begriffspaare gebildet die konstituierend für unser Denken sind: Staat/Familie, Mann/Frau, Erwachsener/Kind, Individuum/Gesellschaft, Natur/Kultur, Gleichheit/Differenz, Universalität/Partikularität, mechanisch/organisch, Selbstbezogen/Solidarisch, Gemeinnutz/Eigennutz und daraus resultierend Moderne/Postmoderne. Diese Liste ließe sich endlos weiter führen. Bei dieser Dichotomisierung von Erfahrungen und Konzepten, also von sozialer Praxis und Theorie, wird Differenz reduziert auf funktionale Aspekte und ein Vereinheitlichung von Lebensaspekten hergestellt. Da diese Konzeptualisierungen auch nicht hierarchiefrei gedacht sind, funktionieren sie auch als Motor für die Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Subsysteme. Beispiel: Frauen – Natur – Privatheit – Familie > Bezugssystem für Frauen.

– Fortschrittsdenken – Positivismus: Entwicklung der Menschheit im Sinne des Fortschritts. Entdeckungen, Erfindungen, aber Kriege, Politiken stehen im Zeichen des Fortschritts der Menschheit. (meine Vorrednerinnen haben diese bereits erläutert)

– Subjektpositionen: Das einheitlich, identische Subjekt. Das bewusst rational und in sich logisch agiert: es funktioniert wie ein Sonnensystem und beansprucht universelle Deutungshoheit. Der Mann und sein Wirken als Allgemeingeschichte und Vorlage für jedwede Matrix.

– Lineare Geschichte: Zielgerichtet, ungebrochen, sich selbst reproduzierend. Vor allem muss sie jeder Subjektivitätskritik standhalten können.

Es gibt bereits aus der feministischen Frauen- und Geschlechterforschung zahlreiche Ansätze diesen Paradigmen andere Geschichte entgegenzusetzen:

Isabel V. Hull hat sich einem Kernthema der politischen Geschichtsschreibung zugewandt: Die Entstehungsbedingungen und Wirkungen frühneuzeitlicher Staatlichkeit in Deutschland. Sie kommt, entgegen der Modellvorstellungen von Historikern des Absolutismus die diese Entstehung mit dem Konzept der Sozialdisziplinierung verbunden haben, auf eine differenzierende Geschlechterpolitik der frühneuzeitlichen Staaten, die nicht durchgängig im Sinne männlich-patriarchaler Normen praktiziert wurde. Gerade diese geschlechtliche Differenzierung wird von ihr als wesentliche Dimension der Konstitution und Legitimation von Staatlichkeit in der Frühen Neuzeit nachgewiesen. Weiter führt sie aus, dass die Geschlechterpolitik aufgeklärt-absolutistischer Institutionen zu größerer Gleichheit tendierte als die folgenden liberal-bürgerlichen Gesellschaften.

Ein anderes Beispiel sind die Forschungen von Nathalie Zemon Davis. Sie untersucht auf mikrohistorischer Ebene drei Frauenleben in der Frühen Neuzeit. Und legt dabei eine Geschichte der Möglichkeiten, der Handlungsspielräume von Personen frei. Davis zeigt die kreativen Handlungsspielräume von Frauen des 17. Jahrhunderts auf, die sich gerade deren gesellschaftlichen Marginalpositionen verdanken, abseits der Zentren politischer und religiöser Macht.

Wie sich die Kategorie „Geschlecht“ im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer gesellschaftlichen Hauptordnungskategorie entwickelte, hat besonders Ute Frevert in ihren Untersuchungen zu Geschlechterverhältnissen in der Moderne gezeigt. Die Kategorie Geschlecht zur Herstellung von Differenz – auf der Ebene der sozialen Praxis sowie auf der des Diskurses – entwickelte sich immer mehr zu einem konstitutiven Strukturelement der bürgerlichen Gesellschaft und wurde wiederum von dieser immer wieder neu hergestellt und zementiert.

Vorschläge zu einer Feministischen Epistemologie

Über die genannten Analysen hinaus, gab es bereits die ersten Ansätze einer neuen Epistemologie. Diese konzentrierten sich zunächst auf zwei Fragestellungen: 1. Auf welche Weise konstituiert die Abwehr des Subjektiven ein Erkenntnismodell (Epistemologie), das eine hierarchische Geschlechterbeziehung befördert. Und 2. Wie sind zeitgenössische patriarchale Verhältnisse in den reduktionistischen Vorstellungen der (Natur-)Wissenschaften repräsentiert.

Drei Ansätze der feministischen Wissenschaft¹ sollen hier kurz vorgestellt werden:

Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie ist in ihren Überlegungen der Logik der dichotomen Aufteilungen in der Wissenschaft nachgegangen und hat ihre eigene Lesart der Moderne und ihre eigenes theoretisches Bezugssystem entwickelt. Zentral dabei waren zunächst die Unterscheidung von biologischem und sozialem Geschlecht, von *sex* und *gender*, und weiterhin die Analyse der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung mit ihren weitreichenden sozialpsychologischen Folgen. Dabei, so die Analyse, dient der weibliche Körper als Matrix für Projektionen von abgespaltenen Wünschen und Ängsten des sog. Modernen Menschen. Das Weibliche steht nicht für sich selbst, sondern erfüllt die Funktion eines kulturellen Bildes, im Mythos des ewig Weiblichen mag es für Frauen vielleicht eine Vergangenheit geben, aber keine Geschichte.

¹Vgl. Sandra Harding, *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*, Hamburg 1991.

Dem hält der Feministische Empirismus folgendes entgegen: Dieser geht davon aus, dass Sexismus und Androzentrismus gesellschaftlich bedingte Verzerrungen sind, die durch strikte Anwendung der bereits existierenden methodologischen Normen wissenschaftlicher Untersuchung korrigiert werden können. Ihr Argument ist, dass Feministinnen eine umfassendere und kritischere Perspektive haben, aufgrund ihrer grundsätzlich kritischeren Haltung und damit prädestiniert sind Verdunklungsmechanismen zu beseitigen, denen Erkenntnis und Beobachtungen unterliegen. Feministischen Wissenschaftlerinnen fallen somit androzentrische Verzerrungen eher auf als Wissenschaftlern. Außerdem seien es die sozialen Bewegungen selbst die die herkömmliche Wissenschaft zu Objektivität gezwungen hätten. Man denke an das Beispiel der Lateinamerikanischen Revolutionen 19. Jahrhundert oder die proletarischen Revolutionen am Ende desselben und beginnenden 20. Jahrhunderts, Entwicklungen die die Auffassungen von wissenschaftlicher Objektivität entscheiden beeinflusst hat. Kritisiert wurde seitens des feministischen Empirismus auch die Auswahl der untersuchten Ereignisse die zu einer androzentrischen Wissenschaft führten.

Ein solcher Ansatz ist sehr verführerisch, da er nur auf „unseriöse“ Wissenschaft abzielt und nicht aber auf den gesamten Ansatz der Wissenschaft. Doch er lässt außer Acht, dass die gesellschaftliche Verortung sehr wohl Einfluss auf die Methodiken und Epistemologien und damit auf die Ergebnisse einer Forschung selbst haben.

(slade) Das feministische Standpunktdenken: Dieser Ansatz hat seinen Ursprung in Hegels Dialektik von Herr und Knecht und in der Weiterentwicklung dieser Thematik durch Marx, Engels und Lukacs. Hier wird grundsätzlich davon ausgegangen, dass die gesellschaftliche Identität des Beobachters oder der Beobachterin eine wichtige Variable für die mögliche Objektivität von Forschungsergebnissen ist. Daher sind feministische Standpunkte, die sich aus weiblicher Erfahrung gründen und universelle Charakterzüge besitzen, besser geeignet gesellschaftliche Phänomene zu erklären. Außerdem können nach neueren Erkenntnissen der gesellschaftlichen Strukturiertheit, heißt der Intersektionalität von Kategorien, feministische Standpunkte vielfältig sein. Je nach Ethnizität (*race*), Klasse, Kultur etc. bringen sie verschiedene Standpunktperspektiven mit in die Untersuchungen, die diese umso objektiver gestalten.

Eine Besonderheit verdient m. E. eine Erwähnung: Das Konzept des Situiereten Wissen. Eine ihrer Vertreterinnen Donna Haraway, geht davon aus dass erkenntnistheoretische (also epistemologische) Überlegungen von einer Partikularität und Körperlichkeit aller Visionen ausgehen müssen. Alle Sichtweisen haben demzufolge einen Ort, eine Position, die in methodischer Reflexion kenntlich zu machen ist. Jede Wissenschaftlerin hat ihr eingebettet sein in der Gesellschaft, ihr Herkommen und ihre Handlungsweise zu kontextualisieren. Standpunkte am Rande der Gesellschaft sind, wie bereits erläutert dazu besser befähigt. Da hier die Subjekte eben widersprüchlich, un abgeschlossene, unzulänglich und verletzlich, uneinheitlich und nicht ahistorisch existieren, und deshalb sei es eher zur Begegnung und Dialog fähig. Nicht Universalität sondern Partialität ist die Bedingung für Objektivität und Rationalität, und eine Sensibilität für Macht und Verantwortung eingeschlossen.

Der feministische Postmodernismus: Dieser Ansatz stellt beide vorgenannten grundsätzlich in Frage. Hier werden die Grundfesten der Wissenschaft angegriffen und mit den Mitteln beispielsweise der Dekonstruktion, der Historisierung, der Psychoanalyse, der Semiotik usw. nach Diskursgeschichten gesucht und nicht nach „Wahrheiten“. Wie wurde über das Frauenwahlrecht geschrieben und geredet, wer hat darüber geredet, in welchen Medien zu welcher

Zeit, wer war das Publikum, sind Fragen die der Diskursgeschichte dienen und nicht der Herstellung von „Wahrheiten“. Effekte dieser Forschungen waren die Denaturalisierung der Differenzen durch eine radikale konstruktivistische Sichtweise. Der Kategorie Geschlecht entspricht demnach keinerlei körperliche und natürliche Grundlage, sie maskiert nur mehr ein fragmentarisches Selbst.

Doch auch in diesen drei Ansätzen werden nicht immer konsequent die wissenschaftlichen Paradigmen wie Objektivität und Universalität in Frage gestellt.

Forderungen an eine feministische Epistemologie/Wissenschaft

Sie muss um wirkungsmächtig Analysen und Veränderungen zu betreiben methodologisch, konzeptuell und inhaltlich offen gestaltet werden. Nur dann kann sie kontroverse, spannungsreiche Forschungs- und Diskussionsfelder bieten und verhindern in die gleichen Paradigmenfallen der frühen Ansätze vermeiden. Theoretisches Desiderat muss dabei sein mit Subjekt-konzepten zu arbeiten, in dem das Subjekt zum einen zum aktiven Handeln fähig ist, also nicht nur herrschende Regeln und Normen ausführt, zum anderen darf der Ursprung des Handelns nicht im Inneren des Subjekts (Bewusstsein, Wille usw.) verortet werden, das frei von jeglicher sozialer und kultureller Prägung ist. So wie männlichen Figuren der Geschichtsschreibung erscheinen. Das Subjekt darf also nicht als rational handelndes seine Interessen verfolgendes autonomes Wesen konzipiert werden. Ängste, Zwänge, Leid sind als Motivationsgrundlage durchaus denkbar, die Frage ist wie können diese konzeptualisiert werden oder sind diese überhaupt rekonstruierbar. Geschlecht muss als Kategorie gedacht werden, ausgehend von einer interaktiven Herstellung einer Kategorie („doing gender“). Geschlecht hat man nicht, sondern man tut es. Die Bedeutung von Geschlecht, ist dabei handlungsleitende Disposition (also selbstverständliche Denk- und Wahrnehmungsvoraussetzungen oder auch Handlungskompetenz) an denen sich Menschen orientieren. Die Kategorie Geschlecht muss als die Manifestierung einer gesellschaftsordnenden und -normierenden bipolaren Einteilung gespiegelt werden also als Macht-Ordnungsprinzip. Nur eine solch gelagerte Forschung in Verbindung mit sozialen Bewegungen kann die Gesellschaft in unserem Sinne bewegen.

Und dann ist das heutige Geschlechterverhältnis auch nicht schon zehntausend Jahre alt, sondern ein Ergebnis der Entwicklungen der europäischen Moderne seit dem ausgehenden Mittelalter.

Ich möchte noch hinzufügen, das scheint mir entscheidend für politische Auseinandersetzungen, dass es m. E. keine Geschichte, Tradition, Rechtfertigung braucht um ein anderes Leben zu fordern. Wir müssen uns nicht auf „unsere“ Geschichte berufen können, um zu fordern dass alle Menschen mit Respekt, Achtung und Solidarität behandelt werden. Es ist mehr: Wir brauchen kein bestimmtes Geschlecht, keine Klasse, auch keine entsprechende Sprachen um zu fordern in Frieden zu leben. Selbst wenn der Mensch schon immer Krieg geführt hat, selbst wenn es die friedliche quasi matriachale Klangesellschaft nicht gegeben hat, haben wir das Recht eine gleichberechtigte und solidarische Lebensweise zu fordern. Einfach, weil wir es tun!

Vielen Dank für Eure Aufmerksamkeit!

Dr. Muriel Gonzáles Athenas ist Aktivistin in feministischen, antirassistischen und autonomen Netzwerken. Seit zwei Jahren arbeitet sie mit der kurdischen Frauenbewegung in Deutschland für einen neuen Aufbruch in emanzipatorischen Bewegungen. 2013 eröffnete sie in mehreren katalanischen Städten die Ausstellung "...damit die Freiheit keine Utopie bleibt!" über aktuelle Positionen der kurdischen Bewegung. Sie ist Historikerin und arbeitet als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität zu Köln. Ihre wissenschaftlichen Schwerpunkte sind Geschlechterforschung, Arbeit und Kapitalismus, eurozentrische Geographien, feministische Epistemologie und historiographische Methoden.